Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 44 (1940-1941)
Heft: 10

Artikel: Von der Wandlung der Sprache
Autor: Steenken, Edouard H.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-667521

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

kleinen Söhnchen. Glückselig ist Frau Lore, wenn sie an ihrer Brust das junge Leben spürt. Frau Lore lebt wie im Traume, und sie blüht alle Tage mehr auf. Ihr lieber Mann sieht so freudestrahlend aus, wenn er zu ihr ans Bett tritt und sie zusammen das kleine Wunder betrachten, das ihnen Gott geschenkt hat. Frau Lore muß immer in die seltsam tiefen Augen ihres Hansli blicken, wenn er sie so seltsam fragend anblickt. Andere Kinder sind doch gewöhnlich in den ersten Tagen noch so teilnahmslos, und ihr Hansli hat seine zwei dunklen Guckerli schon so weit geöffnet und blickt schon so neugierig in die Welt hinein, als mache er sich jetzt schon seine eigenen Gedanken über seine Umgebung. So fragend blickt der Kleine die Mutter an, daß Frau Lore manchmal ob diesen seltsamen Kinderaugen leise beunruhigt wird. „Kleiner, süßer Engel", lispeln ihre Lippen immer wieder, und ihre Augen umschmeicheln das kleine Geschöpflein mit einer Zärtlichkeit, wie sie nur eine feine, große Mutter schenken kann. Frau Lore ist ganz Liebe, ganz Hingebung geworden vor Mutterglück.

Heute will Hansli gar nicht trinken, und seine Augen blicken sie so wundersam an, so fragend, so ..., Frau Lore weiß diesen Blick nicht recht zu deuten, ihr wird nur auf einmal zu schwer, so ahnungsbang ...

„Bitte telephonieren Sie rasch dem Arzt, der Kleine gefällt mir plötzlich nicht," sagt sie zur Pflegerin. Als der Doktor nach einer Viertelstunde den kleinen Hansli untersucht, geht der Atem nur noch ganz leise, kaum mehr hörbar. Der Arzt schüttelt seinen grauen Kopf, „ein ganz schwaches Herzlein hat der Junge." Kleinhansli ist in den Armen seiner Mutter eingeschlafen — um nie mehr zu erwachen! — Leise, ganz leise ist sein Seelchen wieder zu Gott zurückgeflogen. Frau Lore küßt ihr Kind zum letztenmal, und heiße Tränen rinnen auf die weißen, kalten Wänglein ihres Lieblings nieder. — „Mein Kleinod, du mein süßer, lieber Hansli," flüstert sie, aber Hansli hört es nimmer. Der Schmerz drückt der jungen Mutter fast das Herz ab. „Liebling, Herzenskind, warum nur durftest du nicht länger bei mir bleiben? — Zu groß war die Freude, das Glück, — und zu tief das Leid!"

Nun haben sie Kleinhansli, der ganz in weißen Nelken eingebettet liegt, fortgetragen. „Sei stark, Lorchen, mein Kind," hatte ihr Gatte gesagt, als er sie zum Abschied küßte, doch die große Träne, die bei seinen Worten auf ihre Wangen niederperlte, war ihr nicht entgangen. „Ja, Liebster, wir wollen es zu tragen versuchen, — Kinder sind ein Geschenk des Höchsten, und wir müssen uns seinem Willen fügen."

Wochen sind vergangen. Frau Lore wandert fast alle Abend am Arm ihres Gatten zum Friedhof hinaus. Ihr Söhnchen lebt in ihrem Herzen weiter, und nie werden sie die dunklen, seltsamen Augen ihres Lieblings vergessen. Nun weiß Frau Lore auch, warum ihr Kind sie so seltsam traurig angeschaut hat, so als habe er ihr sagen wollen:

„Lieb Mütterlein, nicht traurig sein, wenn ich auch nicht bei dir bleiben darf, sondern dich nur schnell grüßen durfte ..."

Frau Lore weiß nun, daß Mutter sein nicht nur Glück, sondern auch Leidträgerin heißt, und demütig hat sich ihr Herz vor dieser Erkenntnis gebeugt.

Im Schmerz aber ist ihre Mutterliebe gewachsen und gereift, und ihre Seele ist reich geworden im Beglücken anderer Menschen.

Von der Wandlung der Sprache.

Schlägt man in den Jahrhundertbüchern der Geschichte nach, forscht man nach ihren Himmeln und Höllen, ihren Systemen und Anschauungen, Philosophieen und Lebensweisheiten, versenkt man sich in den Glanz der alten Dichtungen, in die bunten Welten ihrer Dichter und Denker, so wird man zumeist immer an das Medium der Sprache gebunden sein.

Sie begleitet den Menschen durch dunkle und helle Epochen, sie entrückt, verführt, bedroht, ängstigt, erquickt, tröstet und besänftigt ihn. In ihr schlägt sich, wie in einem unendlichen Schacht, das Niveau, der Höchststand jeder Kultur nieder, die kräftigsten, vorwärtstreibenden Begriffe und Impulse eines bäurischen, höfischen, städtischen Kulturkreises assimiliert sie sich in neuen Worten, Verben und Substantiven, und schon schreitet sie weiter, sich reinigend und erneuernd nach unerforschlichen Gesetzen — die Sprache des Menschen.

Sie ist in ewigem Fluß. Ihre Regenerationsprozesse laufen durch Jahrhunderte, sie sind nie abgeschlossen. Kein Wunder, daß wir manche alten Bezeichnungen, Wendungen und Sprachwur-

zeln, obwohl stündlich und täglich in bunter Folge gesprochen, in ihrer ursprünglichen Bedeutung kaum noch oder gar nicht mehr verstehen. Andere Wörter verfügen nicht über solch zähes Leben, sie versinken bedeutend früher oder tauchen nach jahrzehnte-, ja jahrhundertlangem Schlummer von Sprachforschern, Dichtern und Wortmagikern wieder hervorgehoben, in übertragener, erweiteter oder verminderter Bedeutung wieder auf. Die Klassiker des 18. Jahrhunderts haben manchen funkelnden Schatz aus längst verrauschten Wassern gehoben. So Klopstock, dann vor allen aber Lessing (Fehde, Hain, Halle, hehr, um nur einige anzuführen). Neuprägungen halten sich zum Teil nur kraft der Souveränität eines großen Künstlers, so bei Goethe etwa das Wort „Gebreite" — breites Feld, bei Schiller englisch für engelgleich. Die großen Reservoire, aus denen sich das Hochdeutsche immer wieder speist, sind die Mundarten und Dialekte. Sie sind die Sprache des Volkes, des Landmanns, des kleinen Bauern, des Arbeiters, der Knaben und Mädchen, der Gassenbewohner der kleinen Städte. Die Fröhlichkeit, das Lachen und die Trauer sind darin. Sie haben Ruch und Duft der kleinen Gärten, des Feldes und der Wälder, gleichsam für immer aufgesogen.

Neben dem Alemannisch-schweizerischen (Gletscher, Firn usw.) webt besonders das Niederdeutsche aus seinem reichen farbigen Wortschatz, ein buntes Muster kräftiger, gesättigter Worte in den Teppich des Hochdeutschen. Wer denkt heute etwa noch daran, daß Fracht, Laken, drall, fett, flau, Flaute, Luv und Lee, sachte usw. niederdeutscher Abstammung sind? Bei einigen glaubt man förmlich das Meer zu riechen, sie sind auch wohl von dem unbewußten Künstler „Seemann" zuerst geprägt.

Neben den mundartlichen Quellen der Erneuerung stehen die Dichter. Die Kraft ihrer Beschwörung, ein hellhöriges, zeitgemäßes Gefühl für „möglich" und „unmöglich" merzt aus und formt aus innerstem Erlebnis neu. Herder prägt im 18. Jahrhundert Volkslied, Volksseele. Jean Paul im 19. Weltschmerz. Die triumphale Entwicklung der Technik, des Verkehrs, die Erschließung der Weltmärkte, die modernen, grausamen Formen des Krieges wirken ein Neues (Weltmarkt, Flugzeug, Zeppelin, Trommelfeuer, Zuckerrübe, Welträtsel usw.). Der reiche Fundus mittelhochdeutscher Wörter, besonders solche, die mit der Kultur des ritterlichen Zeitalters innig verquickt sind, verwelkt. Diet (Volk), Künne (Geschlecht), vriedel (Geliebter), klingen heute absolut fremd. Oder der Bedeutungsradius ist stark eingeschränkt und verändert. So bedeutete das Wort Ehe = ê (mhd) früher einen gesetzlichen Zustand im allgemeinen. Hôchzît war die Bezeichnung für jedes feierliche Ereignis oder Fest, „schlecht" hieß grade, einfach (wie es noch in der Phrase „schlecht und recht" lebendig ist), gerben, heute ein Wort, das ausschließlich dem Gerber zugehört, bedeutete früher fertigmachen, „sichbereiten". Aus dem mittelhochdeutschen moltwerper (Werfer von Staub usw.) ist Maulwurf geworden. Oft aber auch ist die Bedeutung eines Wortes ins Allgemeine erweitert. So war das Wort „stiften" früher rein auf kirchliche Aktionen beschränkt, schenken, auf das Einschenken von etwas Trinkbarem usw.

Aus diesem Ineinander der lebendigen Wortwelt, ihrem Absterben und Neuaufblühn, formt der zeitgenössische Dichter seine Sprache so neu, so quellfrisch, als sei sie eben geboren worden. Hier hat sie in ihrem Strom durch die Jahrhunderte ihre hellsten Spiegel, in denen wir uns selbst eine Weile erkennen mögen. Die besten Dichter aber sind nicht die Neutöner und die barocken Neupräger um jeden Preis, sondern jene, die, wie Luther sagt, „den Leuten aufs Maul" geschaut haben. Die Expressionisten sind daher, abgesehen von ihrem weltanschaulichen Wollen, das hier nicht zur Debatte steht, mit ihren allzu persönlichen, unerprobten, verstiegenen Wortgebilden, auch kläglich genug gescheitert.

Eine Bemerkung noch über die Modewörter, die schillernd aufsteigen und eine Zeitlang in aller Leute Mund sind. Vor zehn Jahren waren es die Bezeichnungen „kolossal", „unerhört" usw., heute ist alles „interessant" und „fabelhaft". Modewörter verdanken ihre kurzlebige Existenz gewöhnlich ihrem früheren Aschenbrödeldasein. Es ist funkelnde, gleißende Münze, die jeden besticht. Eines Tages aber ist sie abgegriffen, grau und farblos geworden, und neue Wörter steigen wie bunte Luftballons hoch.

So wandelt und ändert sich die Sprache. Das menschliche Genie, Erfindung, Technik, die Renaissance der Religion weben weiter an ihrem Kleid, farbig und leuchtend. In ihrem Wandel lebt das Wandeln des Menschen, in ihrer Schönheit die Schönheit des Menschen. Sie hilft das Vielfältige ordnen, sie hilft das Chaos lichten, und in ihren Worten können wir einen gestirnten Himmel ansprechen.

Edouard H. Steenken.